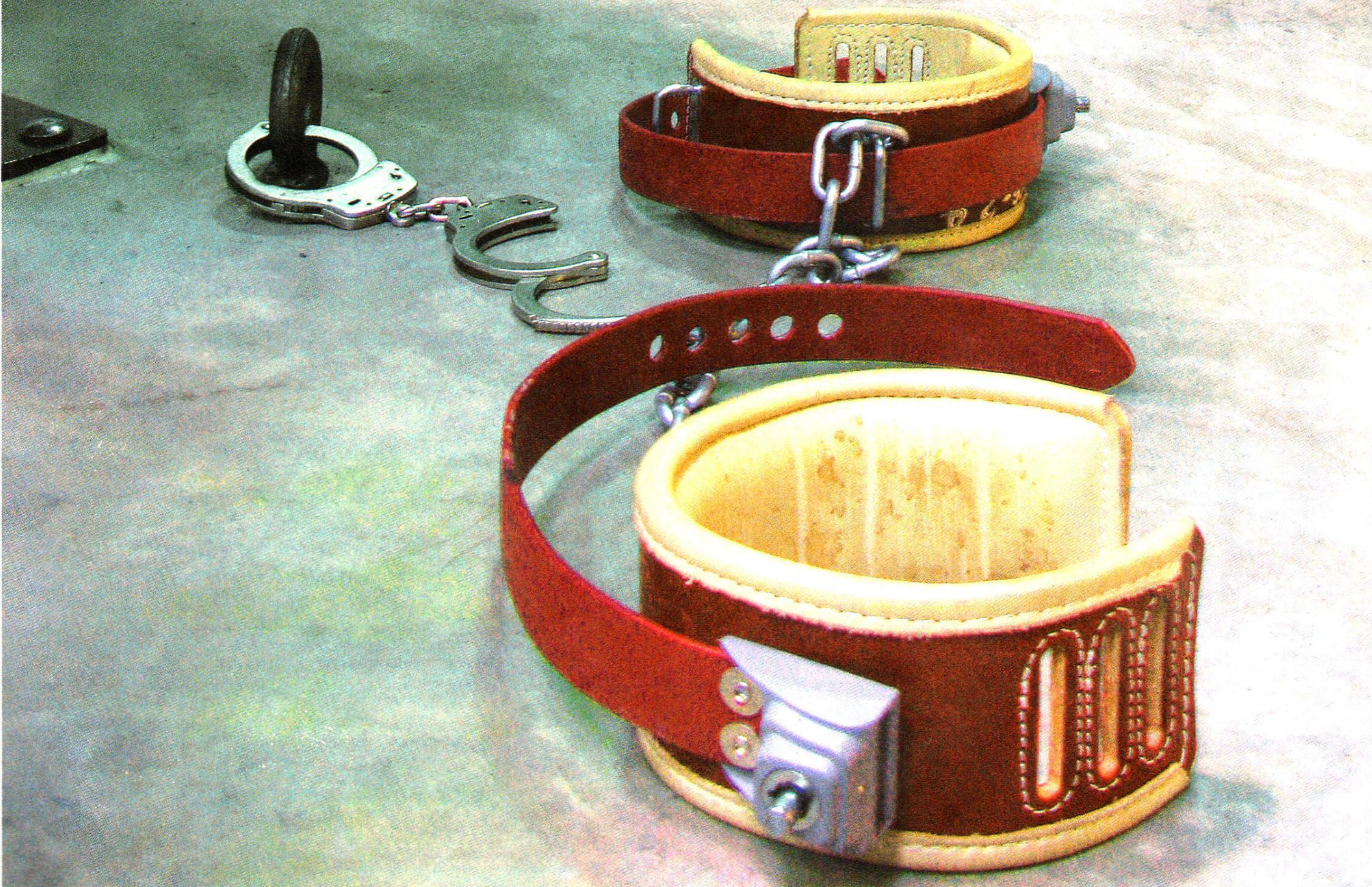




„Motherfucker, du bist erledigt“

Guantanamo Seit über zwölf Jahren sitzt der Mauretanier Mohamedou Ould Slahi in dem Gefangenenlager in der Karibik ein. Jetzt erscheinen seine Tagebuchaufzeichnungen über die Folter, die er dort erlitt, als Buch. Der SPIEGEL veröffentlicht sie vorab.



Landstraßen und sandige Pisten führen zum ehemaligen Zuhause von Mohamedou Ould Slahi, einem kleinen Dorf nahe der Hauptstadt Nouakchott. Vor dem Haus spielen Kinder Fußball, zwei leere Cola-Flaschen dienen dabei jeweils als Tore, Ziegen suchen im Müll nach Essbarem. Hier gibt es keine Straßennamen, die Häuser tragen Nummern.

A 158 in Boudiane, Mauretaniens, das war die Adresse von Slahi, bis vor 14 Jahren. In seinem neuen Leben gibt es wieder eine Nummer: Gefangener Nummer 760, Guantanamo, Kuba, so lautet nun seine Anschrift. Seit zwölf Jahren ist Slahi in dem Gefangenenlager mitten in der Karibik.

Vorgeworfen wurde ihm, die Attentäter der Anschläge des 11. September 2001 gekannt, unterstützt und zum Training nach Afghanistan geschickt zu haben. An der Planung des sogenannten Millennium Plot, eines noch rechtzeitig vereitelten Anschlags auf den Flughafen in Los Angeles, sollte er ebenfalls beteiligt gewesen sein. Das zumindest sagte Ahmed Ressaym aus, der Mann, der 1999 mit über 60 Kilogramm Sprengstoff im Kofferraum an der kanadisch-amerikanischen Grenze festgesetzt wurde.

Über ein Jahrzehnt später ist von diesen Vorwürfen nicht viel übrig geblieben, es hat nie einen Prozess, nie ausreichende Beweise, nie eine ordentliche Anklage gegen den inzwischen 44-jährigen Slahi gegeben. Richter James Robertson, der 2010 über Slahis Haftprüfungsantrag entscheiden musste, fand ebenfalls keine Belege für eine Schuld Slahis.

Es könne ihm keine Unterstützung der 9/11-Attentäter nachgewiesen werden, sagte er und ordnete seine Freilassung an. Vier Tage nach dem Richterspruch legte die amerikanische Regierung Berufung gegen das Urteil ein. Das Verfahren ist seither vor einem US-Bezirksgericht anhängig. Und so wissen weder Slahi noch seine Familie oder seine Anwälte, wann und ob er Guantanamo je wieder verlassen können.

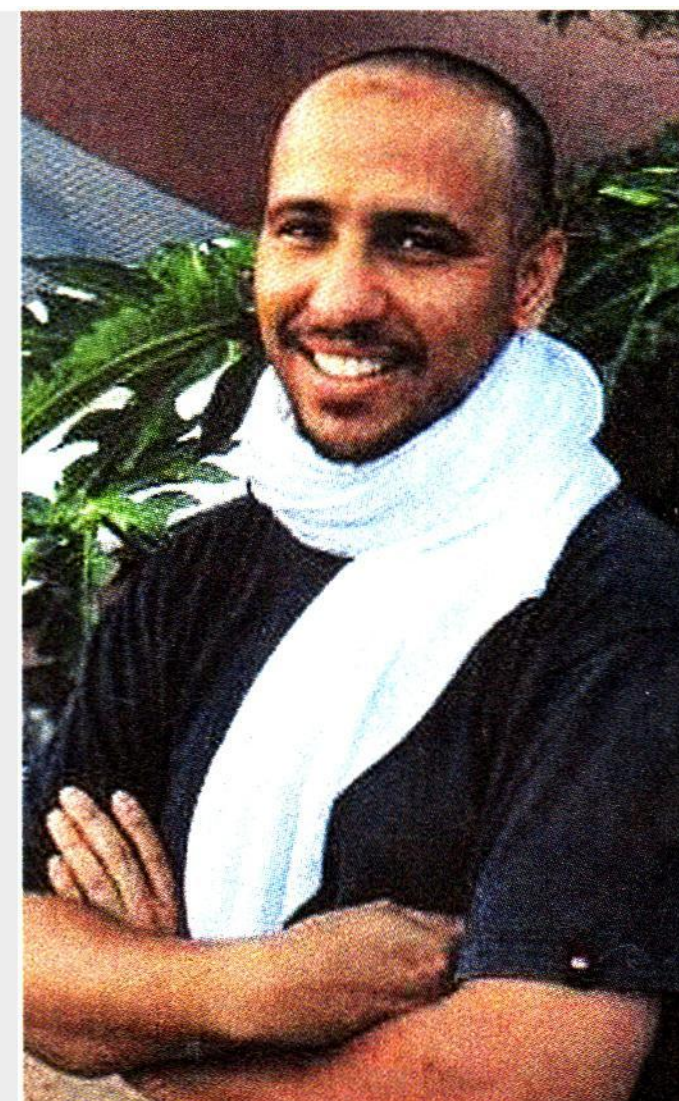
Im Innenhof des zweistöckigen Hauses der Familie Slahi steht ein Zeltdach. Slahis ehemaliges Zimmer ist ein kahler Raum mit Fenstern zum Hof und an die Wand gestellten Matratzen. Im Sommer 2008 zeigte seine Mutter dem SPIEGEL die einstige Unterkunft des Sohnes.

„Mohamedou muss endlich wieder heimkommen“, sagte sie damals unter Tränen, „er hat doch nichts getan, er ist mein Lieblingssohn.“ Slahis Mutter sollte ihn nie wiedersehen, im März 2013 ist sie gestorben. Auf Vermittlung des Internationalen Roten Kreuzes hatte sie zweimal pro Jahr mit ihrem Sohn telefonieren dürfen.

„Mach dir keine Sorgen, Mama, ich bin gleich wieder zurück“, hatte Slahi am

132 **SECRET//NOFORN**

I personally had feeling that I was going to be kidnapped. I really got stuck with my interrogators. Thus, I started to gather Intel. "The camp out there is the worst one!" said the young MP, "They don't get food?" I wondered, "Something like that" he replied. At Between 10 and 11 p.m. [redacted] handed me over to [redacted] gave order to the guards to move me to his specially prepared room, it was so cold and full of pictures showing the [redacted] stories of the U.S.; Weapon Arsenal, planes, pictures of G. Bush. "Don't pray, you insult my country, if you pray during my National hymn. We are the greatest country in the free world, and we have the smartest president of the world." said [redacted]. For the whole night I had to listen to the U.S hymn. I hate hymns anyway. All I can remember was the begin & I see can you see... » over and over. I was happy that no ice-cold water was poured over me. I tried at the begin to steel some prayers, but [redacted] was watching closely by means of the [redacted] "Stop the fuck, praying, your insult my country!" Times...



Tagebuchauszug, Rotkreuzfoto des Gefangenen Slahi: Sexuelle Misshandlungen und Schlafentzug

20. November 2001 zu ihr gesagt, als auf einmal Polizisten vor dem Haus der Familie standen, um ihn zur Vernehmung abzuholen. Slahi kam gerade aus der Dusche. In seinem grauen Nissan fuhr er den Beamten hinterher, sie hatten ihn schon mehrmals befragt.

Tagelang vernahm ihn mauretische und FBI-Beamte. Aussagen des 9/11-Koordinators Ramzi Binalshibh belasteten ihn angeblich: Slahi soll in der Zeit, als er in Duisburg mit einem Stipendium Elektrotechnik studierte, Kontakte zu den Attentätern aus Hamburg gehabt haben. Tatsächlich warb Slahi Anfang der Neunzigerjahre in deutschen Hinterhofmoscheen für den Dschihad, reiste 1991 in ein Trainingscamp nach Afghanistan. Er habe damals an der Seite der Mudschahidin gegen die russischen Kommunisten kämpfen wollen, wird er später sagen. Mit 9/11 aber habe er nichts zu tun.

Nach acht Tagen flogen die Amerikaner ihn nach Jordanien, im Juli 2002 von dort nach Afghanistan, im August desselben Jahres nach Guantanamo. Im US-Gefangenenlager galt er als großer Fisch, als gefährlicher Terrorist. Und je hartnäckiger er sich weigerte, das zuzugeben, desto größer wurde der Argwohn der Amerikaner. Slahi hatte sich an verdächtigen Orten aufgehalten. Der ehemalige Chefankläger von Guantanamo, Morris Davis, erinnerte sich: „Ich weiß noch, Anfang 2007 fand eine Besprechung mit CIA, FBI, Verteidigungs- und Justizministerium statt. Wir bekamen eine Einführung von den Ermittlern, die mit dem Fall Slahi befasst waren. Ihr Fazit: sehr viel Rauch, kein Feuer.“

Morris Davis legte 2007 sein Amt nieder, aus Protest gegen die Methoden, mit denen Gefangene in Guantanamo behandelt wurden. Auch der ehemalige US-Militär

staatsanwalt Stuart Couch, zuständig für die Anklage gegen Slahi, kündigte seinen Dienst, als er erfuhr, wie Mohamedou Ould Slahi in Guantanamo gefoltert wurde. Als bekennender Christ gebiete ihm seine Moral, das Mandat niederzulegen, schrieb er damals an seinen Vorgesetzten. Im Fall Slahi hätten die USA rechtlich, ethisch und moralisch falsch gehandelt.

Das „spezielle Verhörprogramm“ für Slahi war im August 2003 von Verteidigungsminister Donald Rumsfeld genehmigt worden. Es sah sexuelle Misshandlungen, Schlafentzug, Ausharren in Kälte, eine vorgetäuschte Entführung, eine Hinrichtung während einer Bootsfahrt sowie die Androhung vor, auch Slahis Mutter in Guantanamo zu inhaftieren.

Nach Wochen der Folter beschließt Slahi seinen Peinigern zu geben, was sie wollen: Er fängt an zu erzählen, belastet Leute, die er nicht kennt, liefert eine Falschaussage nach der anderen. Und er wird belohnt: Slahi ist bis heute ein privilegierter Gefangener, er hat einen Fernseher, einen Computer, durfte einen eigenen Kräutergarten anlegen. Im Sommer 2005 verfasst er über 460 handgeschriebene Seiten, sein Guantanamo-Tagebuch. Von Anfang an mit dem Ziel, es irgendwann zu veröffentlichen. Bis dahin hat es fast zehn Jahre gedauert, am Dienstag erscheinen seine Aufzeichnungen weltweit als Buch*.

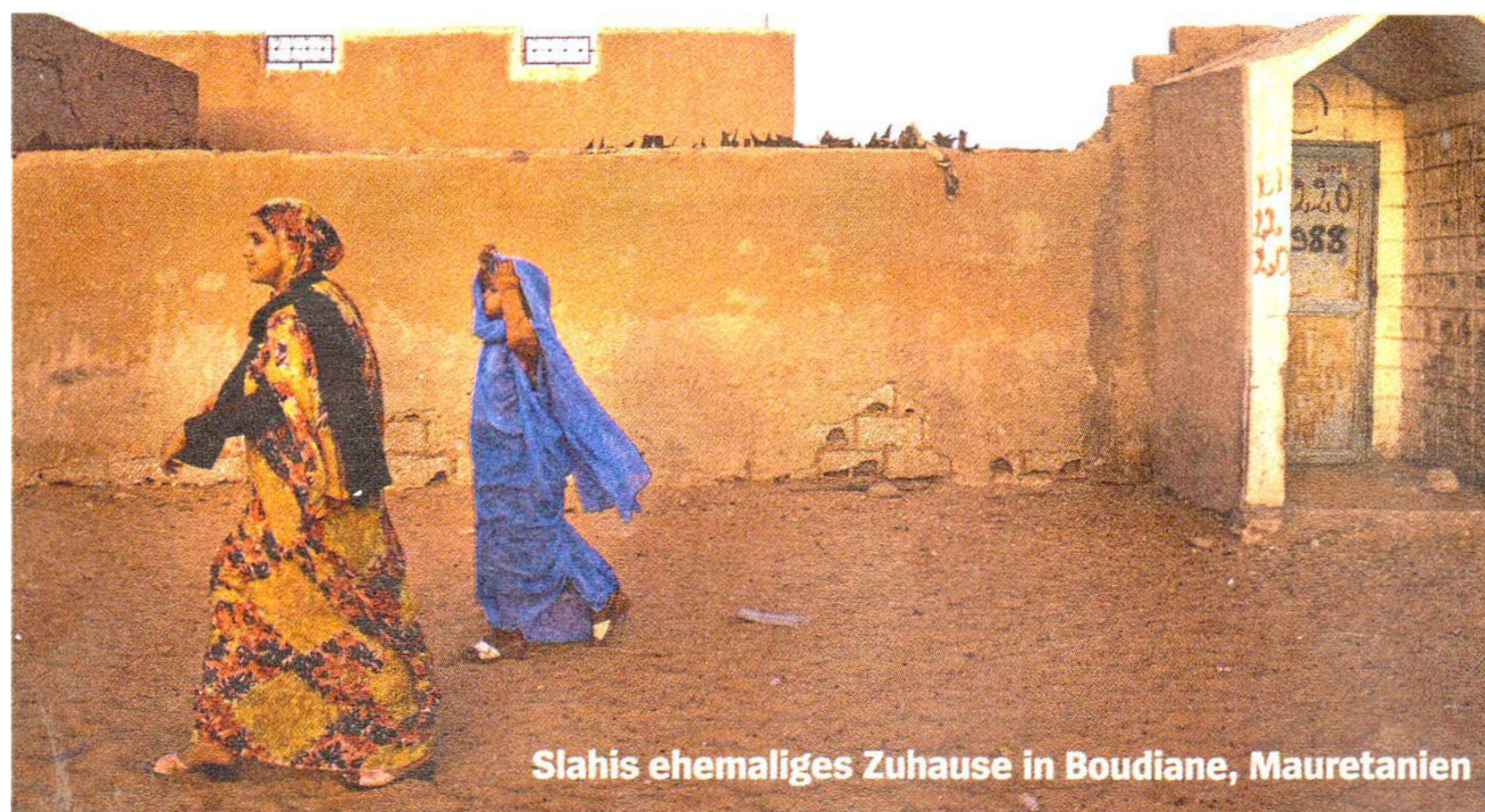
Die Militärverwaltung hatte die Notizen als geheim eingestuft und sie mit „no for n“ („no foreign nationals“) gestempelt, was sie auch für ausländische Geheimdienste unzugänglich machte. Deponiert wurden sie an einem sicheren Ort in Washington. Sechs Jahre lang kämpften Slahis Anwälte um ihre Freigabe, auf der Grundlage des „Freedom of Information Act“. 2012 erhielt

* Mohamedou Ould Slahi: „Das Guantanamo Tagebuch“. Verlag Tropen, Stuttgart; 464 Seiten; 19,95 Euro.

ten sie endlich die Aufzeichnungen, allerdings mit Schwärzungen von Namen und anderen Details. Die Zensur ist im Buch kenntlich gemacht worden.

Es ist der erste ausführliche Bericht eines Gefangenen, der bis heute in Guantanamo einsitzt, der erste, der im Detail Folterpraktiken im Militärgefängnis schildert, sagt seine Anwältin Nancy Hollander. „Slahi gibt uns Einblicke in das Leben dort. Ich hoffe, dass dieses Buch etwas ändern wird, dass er endlich freikommt.“

Britta Sandberg



Slahis ehemaliges Zuhause in Boudiane, Mauretanien



Auszug aus dem Guantanamo-Tagebuch vom Sommer 2003

Mir wurden sämtliche Habseligkeiten weggenommen, es blieb mir nur noch eine dünne Isomatte und eine sehr dünne, abgewetzte Decke. Meine Bücher wurden mir genommen, mein Koran wurde mir genommen, meine Seife wurde mir genommen.

Man nahm mir meine Zahnpasta und die Rolle Toilettenpapier weg. Die Zelle — oder besser gesagt, die Box — wurde bis zu einer Temperatur heruntergekühlt, dass ich praktisch die ganze Zeit vor Kälte zitterte. Ich durfte kein Tageslicht sehen; ganz gelegentlich wurde mir ein kurzer Hofgang zugestanden, allerdings nachts, damit ich nicht in Kontakt mit anderen Häftlingen kam. Ich lebte buchstäblich in Angst und Schrecken.

Siebzig Tage lang wurde mir der Genuss des Schlafs vorenthalten: Ich wurde 24 Stunden am Tag verhört, von drei, später von vier sich ablösenden Teams. Freie Tage gab es praktisch überhaupt nicht. Ich erinnere mich nicht, dass ich auch nur eine Nacht hätte durchschlafen können. „Wenn du mit uns zusammenarbeitest, darfst du schlafen und bekommst warme Mahlzeiten“, pflegte [Name] mir immer wieder zu sagen. (...)

Erzwungener Sex als Foltermethode

„Okay, dann geben wir dir heute eine Lektion in tollem amerikanischem Sex. Steh auf!“, sagte [Name]. Ich stellte mich in dieselbe qualvolle Position, die ich täglich über 70 Tage hinweg einnehmen musste. Ich zog es vor, den Befehlen nachzukommen und jenen Schmerzen aus dem Weg zu gehen, die es zur Folge haben würde, wenn man die Wachen auf mich losließ. Sie nutzten jede Möglichkeit, um die Häftlinge windelweich zu prügeln. „Der Häftling versuchte, Widerstand zu leisten“, war die „reine Wahrheit“, die sie dann vorbrachten, und raten Sie mal, wem man Glauben schenkte? „Das ist clever von dir, wenn du nämlich nicht aufstehst, dann wird es unangenehm“, [Name].

Kaum war ich aufgestanden, zogen die beiden [Name] ihre Blusen aus und fingen an, alle möglichen zotigen und dre-

ckigen Sprüche von sich zu geben. Das machte mir zunächst nicht so viel aus. Was mich wirklich verletzte, war, dass sie mich dazu zwangen, in absolut entwürdigender Art und Weise bei einem Dreier mitzumachen.

Vielen [Name] ist ja nicht klar, dass es für Männer genauso schmerzhaft ist wie für Frauen, wenn sie gezwungen werden, Sex zu haben, vielleicht liegt das an der traditionellen Rolle des Mannes. Beide [Name] drängten sich eng an mich, die eine vorn, die andere, ältere [Name] an meinen Rücken, und rieben [Name] ganzen Körper an meinem.

Gleichzeitig gaben sie obszönes Zeug von sich und machten an meinem Intimbereich rum. Ich erspare Ihnen die Wiedergabe des widerwärtigen, entwürdigenden Geredes, das ich mir von mittags bis abends um zehn anhören musste. Zu diesem Zeitpunkt übergaben sie mich an [Name], eine neue Figur, die Sie bald kennenlernen werden.

Ehrlicherweise füge ich hinzu, dass die [Name] mir zu keiner Zeit meine Kleidung abnahmen; alles passierte so, dass ich meine Uniform anbehielt. Der Leiter beobachtete alles [Name]. Ich hörte die ganze Zeit nicht auf zu beten.

„Hör auf mit deinen beschissenen Gebeten! Du hast Sex mit amerikanischen [Name], und du betest dabei? Was bist du doch für ein Heuchler!“, sagte [Name], der gerade den Raum betrat, wütend.

Ich weigerte mich, mit dem Rezitieren meiner Gebete aufzuhören, und infolgedessen wurde es mir anschließend für ungefähr ein Jahr lang verboten, meine rituellen Gebete zu verrichten. Und ich durfte im heiligen Monat Ramadan, im Oktober 2003, nicht fasten; man ernährte mich zwangsweise. Während dieser Sitzungen weigerte ich mich auch zu essen oder zu trinken, obwohl sie mir ab und zu Wasser anboten. „Wir müssen dir Essen und Wasser geben; wenn du es nicht nimmst, ist es dein Problem.“

Ich sehnte mich danach, in Ohnmacht zu fallen, um nicht leiden zu müssen. Das

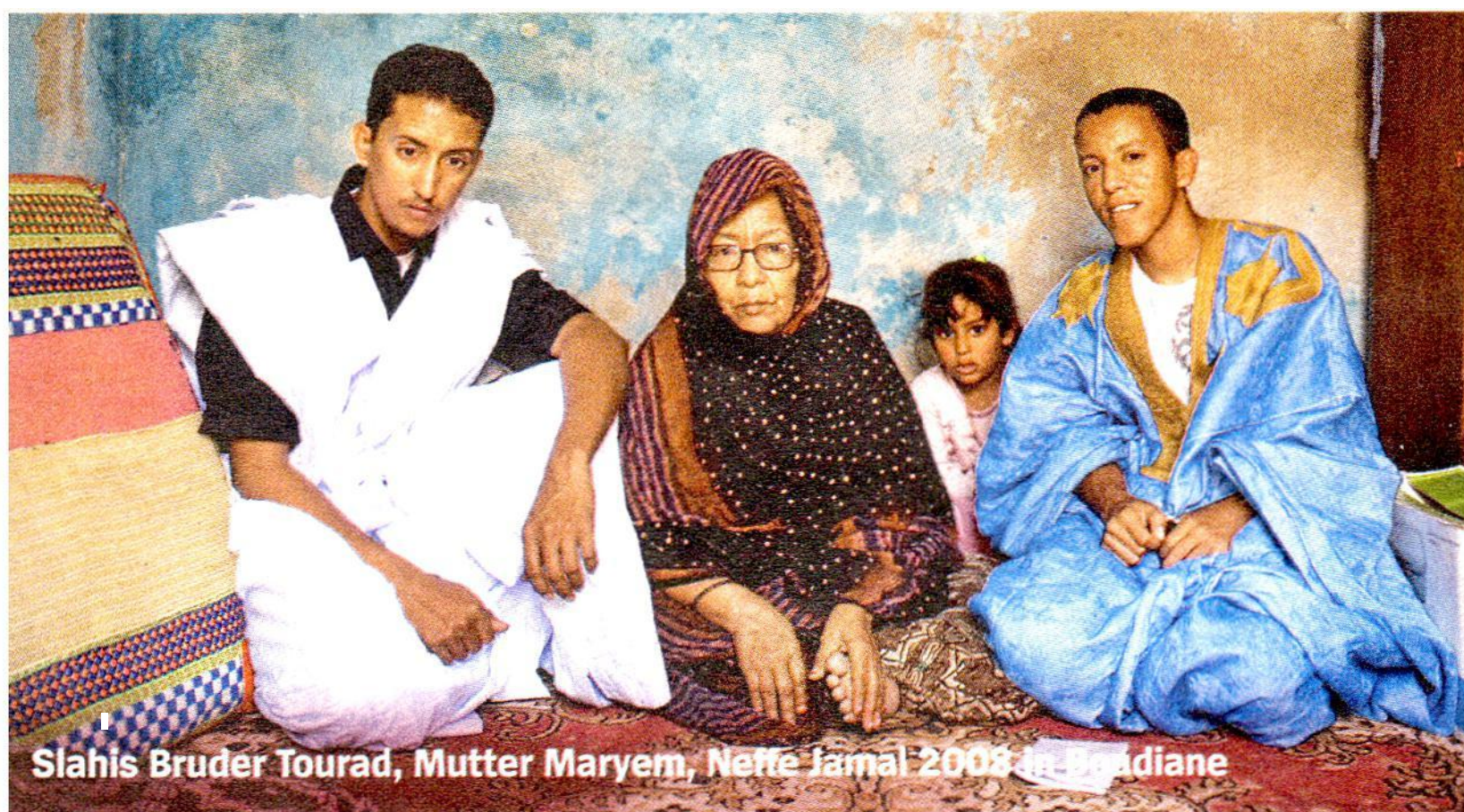
war der Hauptgrund für meinen Hungerstreik. Dass ich mit einem Hungerstreik diese Kerle nicht beeindruckten würde, war mir klar. Natürlich wollten sie nicht, dass ich abkratze, aber sie wissen sehr genau, dass einiges passieren muss, bevor jemand stirbt. „Du wirst nicht sterben. Wenn es sein muss, füttern wir dich durch den Arsch“, sagte [Name].

In meinem ganzen Leben fühlte ich mich noch nie persönlich so verletzt und gedemütigt wie von dem Zeitpunkt an, als das Team des Verteidigungsministeriums anfang, mich zu foltern. Sie zwangen mich, Dinge zuzugeben, die ich nicht getan habe. (...) Erniedrigung, sexuelle Belästigung, Angst und Hungern — darin bestand die Tagesordnung bis ungefähr zehn Uhr abends. Die Vernehmungsbeamten achteten zwar darauf, dass ich nicht erfuhr, wie viel Uhr es war, aber keiner ist vollkommen: Ihre Armbanduhren zeigten es mir zuverlässig an. Später, als sie mich in eine komplett abgedunkelte Isolationszelle verlegten, machte ich mir diese Schwäche zunutze.

„Ich lass dich jetzt in deine Zelle zurückbringen, und morgen wird es dir noch schlimmer ergehen“, sagte [Name], nachdem [Name] sich mit [Name] Kollegen beraten hatte. Ich war glücklich, dass man mich gehen ließ; ich wollte endlich meine Ruhe haben. Ich war völlig erschöpft, und Gott allein weiß, wie ich aussah. Aber [Name] hatte mich angelogen; [Name] arbeitete mit einem psychologischen Trick, um mich noch mehr fertigzumachen: Ich war nämlich alles andere als entlassen. Das D. O. C., das Detention Operations Center, das eng mit den Vernehmungsbeamten zusammenarbeitete, wenn es um Folter ging, schickte ein weiteres Begleitteam. Sobald ich an der Türschwelle ankam, [Name] fiel ich mit dem Gesicht nach vorn zu Boden, meine Beine trugen mich nicht mehr, und jede Faser meines Körpers lehnte sich gegen mich auf. Die Wachen schafften es nicht, mich auf die Beine zu stellen, sie mussten mich also zwischen sich weschleifen. (...)



Vom Roten Kreuz übermittelte Briefe Slahis an seine Familie



Slahis Bruder Tourad, Mutter Maryem, Nette Jamal 2008 in Baidiane

Die Bootsfahrt

Plötzlich brach ein Kommandoteam, bestehend aus drei Soldaten und einem Schäferhund, in unseren Vernehmungssaal ein. Alles geschah aberwitzig schnell. [REDACTED] versetzte mir einen heftigen Stoß, und ich fiel mit dem Gesicht nach unten auf den Boden.

„Motherfucker, ich hab's dir gesagt, du bist erledigt!“, sagte [REDACTED]. Sein Partner schlug weiter mit der Faust auf mich ein, vor allem ins Gesicht und in die Rippen. Auch er war von Kopf bis Fuß maskiert; er haute zu, ohne ein einziges Wort zu sagen, denn er wollte auch nicht an der Stimme erkannt werden. Der dritte Mann war unmaskiert; er blieb an der Tür stehen und hielt den Hund am Halsband fest, bereit, ihn jeden Moment auf mich loszulassen.

„Wer hat Ihnen dafür die Anweisung gegeben? Sie verletzen den Häftling!“, schrie [REDACTED] genauso schockiert war wie ich. [REDACTED] war der Leiter der Sturmwache, und er führte Befehle aus. Ich kam mit der Situation überhaupt nicht klar. Mein erster Gedanke war, dass sie mich mit jemandem verwechselten. Mein zweiter Gedanke: Ich wollte mich orientieren und schaute mich um, während einer von der Wache mein Gesicht gegen den Boden drückte. Ich sah, wie der Hund gegen den Griff des Mannes ankämpfte, um loszukommen. Ich sah, dass [REDACTED] aufstand und hilflos die Wachen anstarrte, die mich malträtierten. „Verbindet dem Motherfucker die Augen, wenn er sich umschaute.“

Einer versetzte mir einen Schlag ins Gesicht und setzte mir dann die Brille mit den schwarzen Gläsern auf, zog mir den Ohrenschutz über die Ohren und einen Sack über den Kopf. Ich konnte nicht erkennen, wer das tat. Sie zogen die Ketten um meine Knöchel und Handgelenke enger; danach blutete ich. Ich hörte jetzt nur noch, wie [REDACTED] fluchte: „F— dieses und f— jenes!“ Ich sagte kein Wort, ich war von der Überraschung total überwältigt und überzeugt, dass sie mich jetzt gleich hinrichten würden.

Weil sie so auf mich eingepöbeln hatten, konnte ich nicht mehr stehen, daher schleppten mich [REDACTED] der Mann von der Wache, meine Zehen schleif

ten über den Boden. Sie warfen mich in einen Lastwagen, der sofort abfuhr. Der Schlägertrupp machte noch drei oder vier Stunden weiter, dann übergaben sie mich an ein anderes Team, das mit anderen Foltermethoden arbeitete.

„Hör auf zu beten, Motherfucker, du bringst schließlich Leute um“, sagte [REDACTED] und schlug mich mit aller Kraft auf den Mund. Mir schoss das Blut aus Mund und Nase, und meine Lippen schwellen derartig an, dass ich schon rein physisch nicht mehr in der Lage war zu sprechen.

Es stellte sich heraus, dass der Kollege von [REDACTED] zu den Wachmännern gehörte, [REDACTED]. [REDACTED] und [REDACTED] übernahmen jeder eine Seite und fingen an, auf mich einzudreschen und mich gegen die Metallwand des Lastwagens zu pressen. Einer der Kerle schlug so heftig zu, dass es mir den Atem verschlug und ich würgen musste; es war ein Gefühl, als würde ich durch die Rippen atmen.

Ohne dass sie es merkten, wäre ich fast erstickt. Das Atmen fiel mir wegen des Sacks über dem Kopf sowieso schon schwer, und dann prügeln sie derartig auf meine Rippen ein, dass ich eine Zeit lang nicht mehr atmen konnte.

Bin ich ohnmächtig geworden? Kann sein, kann nicht sein; immerhin erinnere ich mich, dass ich mehrmals Ammoniak in die Nase gesprüht bekam. Das Ulkige war ja, dass Mr. [REDACTED] gleichzeitig mein „Lebensretter“ war, wie überhaupt sämtliche - oder jedenfalls die meisten - Wachen, mit denen ich es dann im Verlauf des nächsten Jahres zu tun bekam: Sie alle durften mir Erste Hilfe leisten und mir Medikamente verabreichen.

Nach 10 bis 15 Minuten hielt der Lastwagen am Strand an. Mein Begleitem zog mich raus und verfrachtete mich auf ein Hochgeschwindigkeitsboot. [REDACTED] gönnten mir keine Pause. Sie schlugen ununterbrochen auf mich ein und [REDACTED], damit sie mir richtig wehtaten.

„Du bringst Leute um“, sagte [REDACTED]. Ich nehme an, er dachte einfach laut: Er wusste, dass er das feigste Verbrechen beging, das überhaupt nur denkbar ist, indem er einen hilflosen Häftling quälte, der

sich freiwillig gestellt hatte. Welch eine Heldentat! Und jetzt versuchte [REDACTED], sich selbst davon zu überzeugen, dass er das Richtige tat.

Im Boot zwangen mich [REDACTED], Salzwasser zu trinken, ich glaube, sie nahmen es direkt aus dem Meer. Es war so widerwärtig, dass ich mich übergeben musste. Sie schoben mir irgendein Ding in den Mund und brüllten: „Schluck, du Motherfucker!“, aber ich beschloss, das organschädigende Salzwasser nicht zu trinken, woraufhin ich fast erstickte, weil sie mir immer mehr in den Mund schütteten. „Schluck, du Idiot!“ Ich überlegte kurz und entschied mich dann gegen das Sterben und für das widerwärtige, gesundheitsschädliche Wasser.

[REDACTED] und [REDACTED] fuhren mich ungefähr drei Stunden in dem Hochgeschwindigkeitsboot herum. Man unternahm solche Ausflüge erstens, um den Häftling zu foltern und anschließend behaupten zu können, der Häftling habe „sich während des Transports verletzt“. Zweitens wollte man bei dem Häftling den Eindruck erwecken, er werde in ein weit abgelegenes Geheimgefängnis verfrachtet.

Uns Häftlingen war das alles klar: Einige von uns berichteten, sie seien vier Stunden in der Gegend herumgeflogen worden und hätten sich danach wieder im selben Gefängnis befunden, von dem aus sie gestartet waren. Ich wusste schon gleich zu Beginn, dass ich nach [REDACTED] verlegt werden würde - was mit einer Fahrt von ungefähr fünf Minuten erledigt war. [REDACTED] hatte einen schlimmen Ruf: Allein schon von dem Namen wurde mir schlecht. (...)

An einem geheimen Ort

In den darauffolgenden Tagen wurde ich fast verrückt. Folgendes hatten sie für mich vorgesehen: Ich werde von [REDACTED] entführt und an einen geheimen Ort gebracht. Ich sollte glauben, ich befände mich auf einer völlig abgelegenen Insel. Ich werde darüber informiert, dass man meine Mutter verhaftet und in einer Spezialeinrichtung eingesperrt hat. An dem geheimen Ort werden die körperlichen und psychischen Leidenszustände ins Extrem getrieben. Ich darf nicht

mehr wissen, wann Tag und wann Nacht ist. Ich merke nicht mehr, wie die Tage vergehen, wie die Zeit verstreicht; meine Zeit ist nur mehr eine einzige enervierende Dunkelheit. Meine Essenszeiten wurden bewusst durcheinandergebracht. Über längere Zeit ließ man mich hungern, dann bekam ich eine Mahlzeit, aber man ließ mir nicht die Zeit, alles aufzuessen.

„Du hast drei Minuten: Iss!“, schrie mich einer von der Wache an, und dann, nach ungefähr einer halben Minute, schnappte er mir den Teller weg. „Schluss!“ Oder man verfiel ins andere Extrem: Ich bekam eine zu große Menge, und ein Wachmann kam in meine Zelle und zwang mich, alles aufzuessen. Wenn ich sagte: „Ich brauche Wasser“, weil mir das Essen im Hals stecken blieb, bestrafte er mich, indem er mich zwang, zwei Wasserflaschen mit jeweils einem Dreiviertelliter Inhalt leerzutrinken.

„Ich kann nicht noch mehr trinken“, sagte ich, als ich spürte, dass mein Magen gleich explodieren würde. Doch [REDACTED] schrie mich an und bedrohte mich, er presste mich gegen die Wand und hob seine Hand, als wolle er mich schlagen. Da hielt ich es doch für besser, weiterzutrinken, und ich trank, bis ich kotzte.

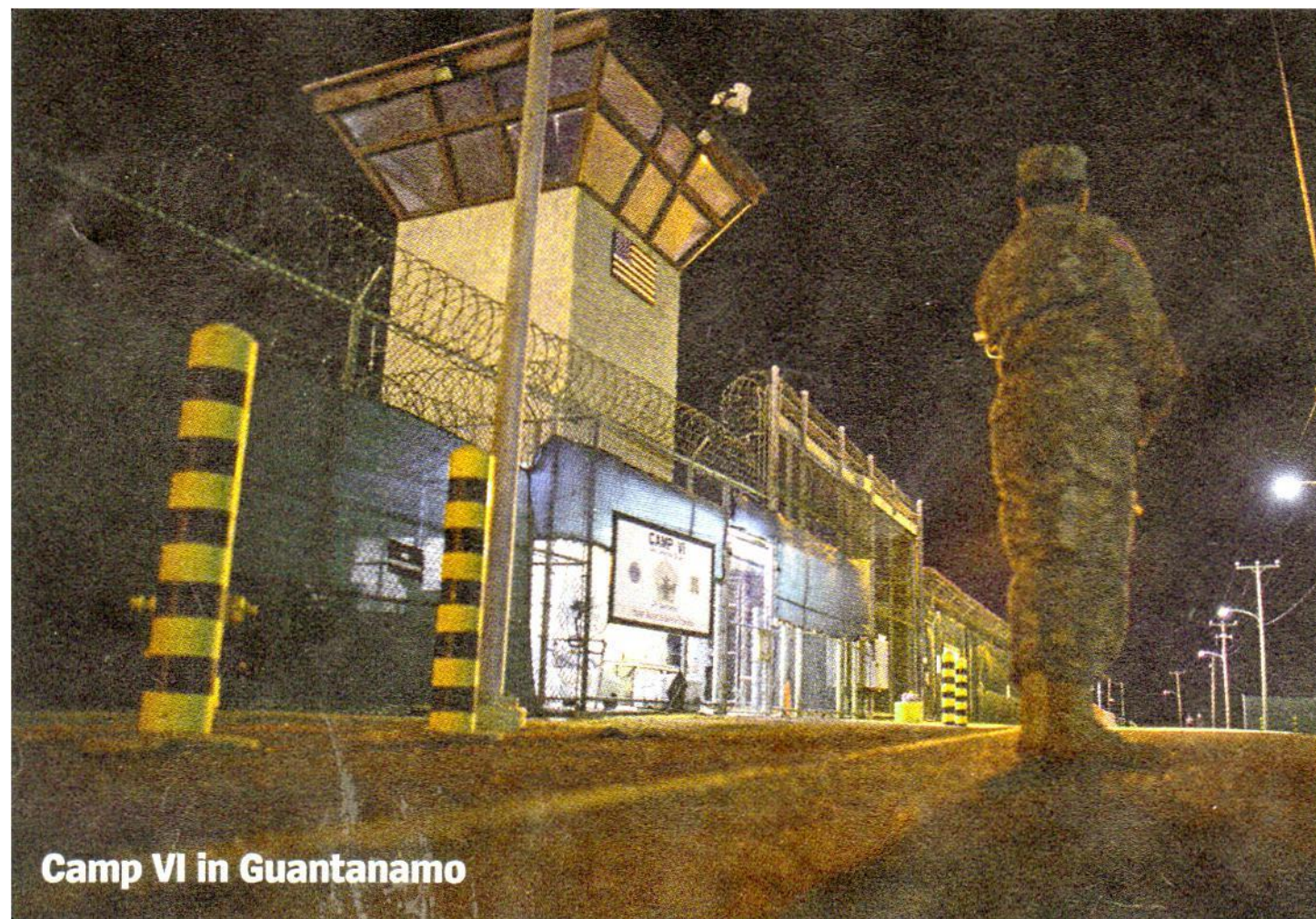
Sämtliche Wachen hatten Masken auf wie an Halloween, auch die Ärzte, und man hatte den Wachen eingeschärft, dass es sich bei mir um einen ungeheuer cleveren Top Terroristen handelt.

„Weißt du, was du bist?“, fragte [REDACTED] Freund. „Du bist ein Terrorist, der mit dazu beigetragen hat, dass 3000 Menschen getötet wurden!“

„Was Sie nicht sagen!“, antwortete ich. Mir war klar, dass es überhaupt nichts bringen würde, mit einem von der Wache über meinen Fall zu reden, er hatte ja nicht die geringste Ahnung davon. Die Wachen waren alle extrem feindselig. Sie fluchten, brüllten und unterzogen mich ständig einem brutalen Training wie beim Militär. „Steh auf“, „komm zur Tür.“ „Stopp!“ „Hol das Zeug!“ „Iss.“ „Du hast zwei Minuten!“ „Schluss jetzt!“ „Bring das Zeug zurück!“ „Trink!“ „Die ganze Flasche leer trinken!“ „Beeil dich!“ „Setz dich hin!“ „Setz dich nicht hin, bevor ich es dir nicht sage!“ „Such den Scheiß!“

Die meisten griffen mich nur selten körperlich an, nur [REDACTED] schlug mich einmal, bis ich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden fiel, und wenn er und sein Kumpel mich holten, dann packten sie mich ganz fest und ließen mich in den schweren Ketten rennen: „Beweg dich!“

Schlafen war verboten. Ich bekam deshalb in Abständen von ein bis zwei Stun-



Camp VI in Guantanamo

den, je nach Stimmung der Wache, Flaschen mit jeweils einem Dreiviertelliter Wasser, und das 24 Stunden am Tag. Die Folgen waren verheerend. Ich konnte meine Augen keine zehn Minuten lang geschlossen halten, weil ich die meiste Zeit auf dem Klo saß. Später fragte ich einen von der Wache: „Wieso diese Wasserdiät? Warum zwingt ihr mich nicht einfach stehen zu bleiben, so wie es in [REDACTED] üblich ist?“

„Vom psychologischen Zerrüttungseffekt her ist es besser, jemanden so wachzuhalten, dass er es aus eigener Motivation tut, ohne dass man ihn dazu zwingt“, sagte [REDACTED]. Und er fuhr fort: „Glaub mir, du hast noch gar nichts mitbekommen. Wir haben Häftlinge tagelang nackt unter die Dusche gestellt, sie haben unter der Dusche gegessen, gepisst, geschissen!“ Andere Wachen erwähnten mir gegenüber andere Foltermethoden, von denen ich eigentlich wirklich nichts wissen wollte.

Drei Sätze durfte ich benutzen: „Ja, Sir!“ „Will meinen Vernehmungsbeamten sprechen!“ und „Brauche einen Sanitär.“ Manchmal stürmte das gesamte Wachteam in meine Zelle, sie zerrten mich raus, stellten mich mit dem Gesicht gegen die Wand und schmissen alles raus, was sich in meiner Zelle befand, während sie gleichzeitig brüllten und fluchten, um mich zu demütigen.

Viel hatte ich nicht: Sämtliche Bedarfsgegenstände wurden mir vorenthalten, es gab lediglich eine Matratze und eine schmale, dünne, zerschlissene Decke. In den ersten Wochen hatte ich auch nicht die Möglichkeit zu duschen, Wäsche zu waschen, mir die Haare zu kämmen. Wahrscheinlich war ich kurz davor, Läuse zu bekommen. Mein Körpergeruch widerte mich total an.

Kein Schlaf. Wasserdiät. Jedes Mal, wenn sich hinter meiner Tür etwas bewegte, fuhr ich hoch und stand in Habachtstellung, und mein Herz befand sich in einem Aufruhr wie brodelndes Wasser. Appetit hatte ich praktisch überhaupt keinen mehr. Ich rechnete minütlich mit der nächsten Foldersitzung. Ich hoffte, bald zu sterben und in den Himmel zu kommen. (...)

Die Wende und jede Menge Falschaussagen

„Offenbar kommen wir so keinen Schritt weiter“, wandte ich mich an [REDACTED]. „Ich kann dir sagen, wie es geht!“, antwortete [REDACTED]. Wegen meiner unerträglichen Schmerzen hatte ich nichts mehr zu verlieren, und jetzt war es so weit, dass ich bereit war, alles zu sagen, was meine Peiniger hören wollten. Nachdem ich gebeten

hatte, [REDACTED] dazu zu holen, folgte eine Sitzung auf die nächste.

„Man ist mit dem, was du erzählst, sehr zufrieden“, sagte [REDACTED] nach der ersten Sitzung. Ich beantwortete sämtliche Fragen, die er mir stellte, mit belastenden Antworten. Ich gab mir große Mühe, mich selbst so finster wie möglich darzustellen — genau die richtige Methode, um die Person, die dich verhört, zufrieden zustellen.

Ich hatte beschlossen und mich jetzt damit abgefunden, den Rest meines Lebens im Gefängnis zu verbringen. Sie müssen das verstehen: Die meisten Leute kommen irgendwie damit klar, dass sie zu Unrecht einsitzen, aber keiner kann für den Rest seines Lebens tagaus, tagein in ständiger Todesangst leben.

Die ganze Zeit bis ungefähr zum 10. November 2003 fragten sie mich über Kanada und den 11. September aus; sie stellten keine einzige Frage zu Deutschland, dem Land, das ja faktisch der Mittelpunkt meines Lebens gewesen war. Jedes Mal, wenn sie mir Fragen über eine Person in Kanada stellten, lieferte ich belastende Informationen über die betreffende Person, selbst wenn ich sie gar nicht kannte.

Wenn in mir die Wörter „Ich weiß nicht“ oder „Kenne ich nicht“ hochkamen, wurde mir übel, denn dann tauchten auch gleich die Wörter von [REDACTED] mit auf: „Du musst nur sagen, Ich weiß nicht, kenne ich nicht, ich erinnere mich nicht“, und dann machen wir dich fertig!“ Oder [REDACTED]. „Wir haben keine Lust mehr, dir dabei zuzuhören, wie du alles abstreitest!“ Was blieb mir also anderes übrig, als diese Wörter aus meinem Wortschatz zu streichen? (...)

Bis heute habe ich persönlich die amerikanischen Steuerzahler mindestens eine Million Dollar gekostet, und mit jedem Tag wird die Summe größer. Die anderen Häftlinge kosten mehr oder weniger genauso viel. Unter diesen Umständen haben die Amerikaner nicht nur ein *Recht* darauf zu erfahren, was zum Geier dort tatsächlich vor sich geht, sondern sie *müssen* es wissen.